Die Mitte der Welt im Licht des späten Nachmittags: Maarten van Heemskerck, „Blick auf das Forum Romanum“, Vorzeichnung in schwarzer Kreide, Feder in Braun, braun und grau laviert, um 1535 Foto Volker-H. Schneider/SMB

Der Bildersammler der Ewigen Stadt

Vor fünfhundert Jahren reiste der Maler Maarten van Heemskerck nach Rom. Als er die Stadt wieder verließ, hatte er das vollständigste zeichnerische Inventar ihrer antiken Kunstwerke und Gebäude geschaffen, das es bis heute gibt. Das Berliner Kupferstichkabinett zeigt sein Werk in einer denkwürdigen Ausstellung.

Vermutlich ist er durch die Porta del Popolo gekommen, das Tor, durch das die Reisenden aus dem Norden Rom betraten – so wie Goethe ein Vierteljahrtausend später. Und genauso wie Goethe war er kein Anfänger, kein Neuling mehr, sondern ein Könner in seiner Kunst, wenn auch in einem anderen Metier. Maarten van Heemskerck hatte in Haarlem Familienporträts und biblische Szenen in der Renaissance-Manier seines Meisters Jan van Scorel gemalt. Dieser war unter dem flämischen Papst Hadrian Inspektor der vatikanischen Kunstsammlungen gewesen. Van Heemskerck, sein Schüler, folgte Scorels Spuren, als er im Frühsommer 1532 in die Ewige Stadt reiste, um nach Inspiration zu suchen.

Genauer gesagt: nach Bildmotiven. Die Stiche und Skizzen neu entdeckter römischer Skulpturen, die durch den Kunsthandel über die Alpen gelangten, hatten auch in den Niederlanden die Antikensehnsucht geweckt. Aber van Heemskerck war nicht nach Rom gekommen, um die Werke der Alten bloß zu bewundern. Er wollte festhalten, was er sah, um es in seiner eigenen künstlerischen Arbeit verwenden zu können. Anschauung gab es reichlich. Seit der Rückkehr des Papsttums aus dem Exil in Avignon hatte sich die Stadt der Stellvertreter Petri zugleich verjüngt und erweitert. Zwar erreichte sie noch lange nicht den Umkreis der aurelianischen Mauern, aber im Siedlungskern am Tiberbogen und auf den Hügeln ringsum waren Kardinalspaläste, Villen und Domizile der städtischen Adelsgeschlechter entstanden. Um Baumaterial zu gewinnen, hatte man Ruinen abgetragen und den Boden der seit der Spätantike unbesiedelten Stadtviertel aufgegraben. Dabei waren immer neue antike Kunstschätze ans Licht gekommen: Kaiser- und Götterstatuen, Büsten, Köpfe, virtuose Fragmente wie der Torso vom Belvedere und Figurenensembles wie die 1506 gefundene Laokoon-Gruppe.

Van Heemskerck hat sie alle gezeichnet. Mehrere hundert Blätter hat der Maler aus Haarlem in den fünf Jahren seines Romaufenthalts mit Skizzen und Studien von Skulpturen, Gebäuden und Stadtlandschaften gefüllt. Gut zweihundert haben sich erhalten, die meisten davon in zwei Alben, die sich seit 1886 im Besitz des Berliner Kupferstichkabinetts befinden. Das erste dieser Alben musste jüngst aus konservatorischen Gründen aufgebunden werden. Es enthielt 66 Skizzenblätter mit insgesamt 130 Zeichnungen. Die Kuratoren nutzten die unverhoffte Gelegenheit, um durch Vergleiche von Wasserzeichen, Farbabrieb, Tintenmischungen und Motivverwandtschaften die ursprüngliche Abfolge des Skizzenbuchs zu rekonstruieren. In dieser Reihung hängen van Heemskercks römische Zeichnungen nun in gläsernen Passepartouts von der Decke des Sonderausstellungssaals im Berliner Kulturforum. Sie bilden einen Kreis um den hauseigenen Gipsabguss des Belvedere-Torsos, der zu den Lieblingsmotiven des Malers zählte.

Seine Skizzen halten den Zustand der römischen Altertümer am Ausgang des Mittelalters fest: Maarten van Heemskerck, „Kompositkapitell und Kolosseum“, Vorzeichnung in Bleigriffel, Feder in Braun, um 1535 Foto Dietmar Katz/SMB

Rings um diese Präsentation, die ein ikonisches Werk der Kunstgeschichte zum Leben erweckt, haben die Ausstellungsmacher weitere Zeichnungsblätter und Gemälde van Heemskercks sowie Werke seiner Vorgänger und Nachfolger aus eigenen und fremden Sammlungen gruppiert. Sie zeigen einen Künstler, der die Wiederentdeckung des Altertums dazu benutzt, in der Nachfolge Michelangelos eine neue malerische Sprache zu erfinden, eine christliche Ikonographie in antiken Formen. In van Heemskercks vor 1532 entstandener „Taufe Christi“ ist das Vokabular des flämischen Manierismus im Grunde schon voll entwickelt. Aber die Posen der Muskelmänner in einer Phantasielandschaft wirken noch unmotiviert und abstrakt. Die „Caritas“ von 1545 dagegen spiegelt van Heemskercks Rom-Erfahrung in einem harmonischen Gewoge skulpturenartiger Kinderkörper nach dem Vorbild der Nil-Gruppe aus dem Vatikan. In der „Landschaft mit dem heiligen Hieronymus“ stellt der Maler dem Kirchenvater zwei Jahre später einen Herkules mit Antäus und einen Flussgott nach antiken Mustern zur Seite. Die Phantasielandschaft im Hintergrund ist aus römischen Realien zusammengesetzt, darunter Palatinspalast, Trajanssäule und Pantheon.

Aber das ist nur die eine, ästhetische Seite von Maarten van Heemskercks Meisterschaft. Die andere hat mit dem dokumentarischen Gehalt seiner Skizzenblätter zu tun. Das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert waren für Rom nicht nur eine Epoche der Wiedergeburt, sondern auch eine der Zerstörung. Zahlreiche antike Monumente, die sich im Mittelalter in Festungsbauten der römischen Patriziersippen verwandelt hatten, wurden im Zuge der Neubebauung abgerissen. Zu ihnen gehört das Septizodium, der Rest eines Prunkbaus aus der Zeit der Severer, der noch bis 1588 stand. Van Heemskerck hat ihn ebenso gezeichnet wie die Ruine des Serapistempels auf dem Quirinal, der um 1630 zerstört wurde. Aber er hat auch den alten Zustand des Papstpalasts am Lateran festgehalten, wie ihn Karl der Große und Friedrich Barbarossa gesehen haben, und die Bruchstücke des künftigen Petersdoms, dessen Bauarbeiten nach dem „sacco di Roma“, dem Überfall eines kaiserlichen Heeres im Jahr 1527, aus Geldmangel ruhten. Er hat Fragmente von Tempeln am Largo Argentina skizziert, die heute verschwunden, und Schäden an der Cestiuspyramide, die heute beseitigt sind. Auf diese Weise sind seine Blätter selbst zu einem Teil der historischen Überlieferung geworden. Sie dokumentieren den Anblick der Altertümer Roms am Ende des Mittelalters, bevor die Neuzeit sie wiederentdeckte und zugleich überschrieb.

Neben dem Kolosseum, das er aus Dutzenden Perspektiven zeichnete, ist das Forum Romanum van Heemskercks liebstes Außenmotiv. Auf einer Zeichnung taucht er die Ruinen durch virtuos lavierte Schatten ins Licht des Nachmittags. Auf einer anderen erkennt sieht man die Säulen des Tempels des Antoninus und der Faustina frei aus dem Boden ragen. Auch dieses Bild ist historisch, denn die mittelalterlichen Kapellen, die sich in der Ruine eingenistet hatten, wurden für den triumphalen Einzug Karls V. in Rom nach der Eroberung von Tunis im Jahr 1535 abgerissen. Für den Kaiser hat van Heemskerck, der ein Protégé von Karls Großkanzler Granvella war, später einen Zyklus entworfen, der von Philipp Galle in Kupfer gestochen wurde und die römische Ruinenlandschaft in immer neuen Variationen zitiert. Er heißt „Die Unglücke des jüdischen Volkes“. Zuletzt verwandelte sich van Heemskercks Rom in Jerusalem und Babylon.

Die Berliner Ausstellung ist die erste überhaupt, die dem zeichnerischen Werk Maarten van Heemskercks gewidmet ist. Schon das macht sie einzigartig. Aber bei van Heemskerck sieht man mehr als künstlerische Meisterschaft. Man blickt in den Vexierspiegel der Überlieferung und des Vergessens. Am Ende ist alles eine Frage von Feder und Pinsel. Und der Hand, die sie führt. ANDREAS KILB

Faszination Rom. Maarten van Heemskerck zeichnet die Stadt. Kulturforum Berlin, bis zum 4. August. Der Katalog kostet 39 Euro.

Mit großen seelischen Pferdestärken einen tiefen Blick riskieren

Bedrängt und bedroht beweisen die Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen auch 2024, welche Kraft so ein Festivalformat nach wie vor hat

Was haben Film und Fußball gemeinsam? Sie ähneln sich in ihrer Dramaturgie, der Zuschauer kann sich mit einem Helden identifizieren, immer besteht die Möglichkeit, sich aus einer misslichen Lage zu befreien. So sieht es Dietrich Leder, Kurator der kleinen Themen-Retrospektive „Sport im Film“, die bei den diesjährigen Kurzfilmtagen in Oberhausen lief. Sportereignisse wurden bis 1965 als Filme im Kino gezeigt, bevor sie dann in Schwarz-Weiß im Fernsehen ausgestrahlt wurden. Oberhausen selbst hatte seinem Festival 1968 die Sportfilmtage zur Seite gestellt, die im Zweijahresrhythmus bis 1975 immerhin vier Ausgaben erlebte.

Leder stellte aus dem Archiv fast 30 Filme zusammen, die ebenso unterhaltsam wie erkenntnisreich, ebenso komisch wie anspruchsvoll waren. Wie wird der Sportler dargestellt? Wie erfasst der Film die Bewegung und die Präsenz der Körper? Wie bestimmen die Zuschauer die soziale Situation des Zusehens? Und, vielleicht am wichtigsten: Wie fragwürdig ist der Leistungssport? Sport hat mitunter auch etwas Lächerliches, weil sich die Übungen so endlos wiederholen und die Anstrengungen oftmals nicht von Erfolg gekrönt sind. Und doch sind Sportler die einzigen Helden, die es noch gibt, weil Politik und Kultur keine mehr bereithalten. Manchmal ist es auch interessant, etwas nicht zu zeigen. In dem lettischen Kurzfilm „Short Film About Life“ sehen neun Fußballer dabei zu, wie ein unsichtbarer Kollege an einem Elfmeterschießen, das muss man zumindest annehmen, teilnimmt. Erst die Spannung, dann die Enttäuschung. Die Gruppe bricht auseinander, das Spiel ist verloren. Das Elfmeterschießen wird so zu einem absurden Moment, weil die Männer, die zu sehen sind, nicht eingreifen können. „Anatomie d’un mouvement“, 1967 von François Moreuil inszeniert, untersucht die Übungen eines Reckturners. Dabei zerlegt der Film die Bewegungen und macht so die Außerordentlichkeit der Körperbeherrschung deutlich. Einmal dreht sich die Kamera beim Körperschwung ums Reck sogar mehrmals mit – ein Moment des Staunens. Oberhausen hatte in diesem Jahr runden Geburtstag. 70 Jahre – das ist schon was. Doch nach Feiern war Festivalleiter Lars Henrik Gass nicht zumute, weitere 70 Jahre wollte er in seiner Eröffnungsrede dem Festival nicht zugestehen. „Das Kino als Schauplatz von Filmfestivals und öffentlichem Diskurs ist ins gesellschaftliche Abseits geraten“, steht im Katalog zu lesen, der unter der Überschrift „Wozu Festivals?“ gleich vier Diskussionsrunden zum Thema ankündigte. Bei einem Panel wurde sogar das baldige Ende von Filmfesten vorausgesagt – bei der Vielfalt und Lebendigkeit der Szene sowohl in Deutschland als auch im Ausland eine steile These.

Der schönste Beweis für die Wichtigkeit von Festivals war Oberhausen selbst. Trotz allen Diskutierens, nicht nur im Vorfeld wegen Gass’ Israel-Solidaritätserklärung, sondern auch während des Festivals, wurden doch noch Filme gezeigt und gesehen, die Bandbreite war groß, von Menschen in der Krise über Flüchtlingsschicksale bis zu einer erstaunlichen Hinwendung zur Natur. „Fishing“, 2023 von Josie Charles gedreht und im Internationalen Wettbewerb gelaufen, präsentiert die 16-jährige Lola, die seit drei Tagen ihr Zimmer nicht verlassen hat. Sie spricht in einen Camcorder und berichtet vom Verlust ihrer Unschuld, langsam erfährt der Zuschauer auch, warum sie schon so lange eingeschlossen ist. Immer stärker steigert sich die Schauspielerin Esme Allen in ihre Rolle, eine neunminütige Tour de Force.

„When the Fog Comes“, ein Kurzfilm von Laurentia Genske, zeigt einen Zaun, der einen Strand bis weithin ins Meer trennt. Hier Mexiko. Dort die USA. Das vielversprochene Land scheint so nah, eigentlich bräuchte man den Zaun an seinem Ende nur zu umgehen, doch dafür sind die Strömungen zu gefährlich. Ein junger Mann ist bereits achtmal in die USA geflüchtet, doch jedes Mal zurückgeschickt worden. Seinen Traum gibt er nicht auf. Ein ebenso schlichter wie eindringlicher Film.

Auffällig viele Tiere waren quer durch die Wettbewerbe zu sehen, fast so, als seien die Menschen auf der Suche nach verlässlicheren Freunden. In „No Horses on Mars“ zeigt die Regisseurin Bea de Visser eine Stute auf ihrer Reise durch eine fiktive Welt, sie wird transportiert, betäubt und behandelt, in Rückprojektion scheint sie über Autobahnen zu laufen, einmal wird sie wie in Zeitlupe durch ein Schwimmbecken gezogen. Ein kluges Traktat über die Schönheit von Tieren, erzählt durch die Augen des Pferdes. Um Pferde ging es auch in „The Gathering“ der Britin Laura Cooper. Einmal im Jahr werden in Wales die wild lebenden Carned-Bergponys von Bauern zusammengetrieben, gepflegt (Stutzen der Schwänze und Kürzen der Mähnen) und auf Krankheiten untersucht. Cooper beobachtet genau, sie lässt den Ereignissen ihre Zeit und geht ganz nah heran. Immer wieder fängt sie den Blick der scheuen Pferde ein, sie sehen den Zuschauer an und machen ihn so zum Komplizen.

Und dann war da noch Frau Schröder, die in „Gezielt mittelalterliche Überlegungen“ nach einem missglückten Schulausflug ihren Job als Lehrerin schmeißt und dann einem weißen Pudel und einem streunenden Bären begegnet. Sehr witzig ist diese Tragikomödie über eine Frau, die für ihre Krise eine ungewöhnliche Lösung findet. In „Lacuna“ von Shirley Yumeng He und Carlo Nasisse verschwindet ein ganzer See, nämlich der Tulare Lake westlich des Mississippi, in „The Lesser Evil“ von Marcos Montes de Oca verschwindet eine argentinische Küstenstadt unter dem Sand einer Wanderdüne.

Um die Ausradierung einer Stadt ging es auch in „I WAS THERE, part II“ von Chi Jang Yin. Neu entdeckte Sechzehnmillimeterfilme aus den Archiven der US-Armee zeigen Hiroshima nach dem Atombombenabwurf als Wüste, in der nichts mehr ist – ein trauriges Bild der Leere. Für die vielen Toten gibt es keine Rechtfertigung, das ist die explizite Botschaft dieses Films, der zu den eindringlichsten und besten des Internationalen Wettbewerbs zählte.

Den Großen Preis des Festivals gewann der Chinese Wang Zhiyi für die Trauerstudie „Chūn Èr shí sān (Spring 23)“, in der ein junger Mann versucht, nach der Beerdigung seiner Eltern verbotenerweise Feuerwerkskörper für das Frühlingsfest zu kaufen. MICHAEL RANZE